

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 30/1 (2003)

DOI: 10.11588/fr.2003.2.63660

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

gen Ortstafeln in Kärnten (slowenisch-deutsch) zu fällen hatte und wo ihm von der Freiheitlichen Partei vorgeworfen wurde, sich die Rolle des Gesetzgebers anzumaßen. Das Problem, auch in seiner zugespitzten Version: Rechtsprechung darf nicht Gesetzgebung sein, war dem Ancien Régime ebenfalls bekannt, aber die *Parlements*, hier untersucht für das *Parlement de Paris* (das in bestimmter Hinsicht wie ein Verfassungsgerichtshof agierte), waren legitimiert, mittels eines *Arrêt de règlement* auch aus einem Rechtsstreit zwischen Privatparteien heraus eine Gesetzeslücke zu schließen, sofern die festgelegten Grenzen der Kompetenz beachtet wurden. Nur die sogenannten *Affaires d'État* lagen außerhalb der Regelungskompetenz der *Parlements*, oder anders formuliert: der größte Teil des öffentlich-rechtlichen Bereichs fiel als *Police générale* in die Kompetenz der *Parlements*.

Damit ist die Bedeutung der Erforschung der *Arrêts de règlement* umrissen. Payen widmet sich auf insgesamt rund 1000 Seiten dem Warum und dem Wie jener *Arrêts des Parlement de Paris*. Im Zuge dessen gewinnt die Institution vor allem des *Procureur général* ein weitgehend neues Profil, mit dessen Wirken die *Arrêts* aufs engste verbunden sind. Im 18. Jh. füllten am *Parlement de Paris* zumeist Mitglieder der Familie Joly de Fleury diese Funktion aus, und so stellt die Collection Joly de Fleury in der Nationalbibliothek noch vor dem eigentlichen Parlamentsarchiv im Nationalarchiv den wichtigsten Quellenbestand dar. Das Wie und das Warum, wie es Payen selber bescheiden formuliert, ist in einer Rezension nicht darstellbar, es handelt sich um eine Mikrogeschichte der »Theorie« (»doctrine«) und Praxis der *Arrêts de règlement* am *Parlement de Paris*, die im übrigen bei aller Akribie, Gelehrtheit und quellenkritischer Vorsicht des Autors vorzüglich lesbar geschrieben ist. Payens Studie hat natürlich auch Konsequenzen für die Verwaltungsgeschichte, soweit sie sich auf den Themenkomplex der »Policey« bezieht. In den letzten dreißig Jahren ist sehr viel Licht in die tatsächliche Entwicklung und die Praxis der Intendanturen gebracht worden. Das Wirken der *Parlements* für die öffentliche Ordnung und das öffentliche Wohl ist dabei in den Schatten gerückt. Payen befaßt sich mit der diesbezüglichen Kompetenzkonkurrenz zwischen *Parlement(s)*, Intendanten und Bischöfen und legt den Grund für eine Neubewertung. Es bedürfte jetzt einer Forschungswelle zu den *Arrêts de règlements* der verschiedenen *Parlements*, um die jeweilige historische Wirkmächtigkeit im Rahmen der ganzen Monarchie neu bewerten zu können.

Die beiden Bände dürfen in keiner historischen und juristischen Fachbibliothek fehlen.

Wolfgang SCHMALE, Wien

Geneviève ROCHE, *Les traductions-relais en Allemagne au XVIII^e siècle. Des lettres aux sciences*, Paris (CNRS Editions) 2001, 301 S. (De l'Allemagne).

Die Thematik der Studie ist von hoher Aktualität in einer Zeit, die sich weltweit als »interkulturelle« definiert und, nicht zuletzt im deutschsprachigen Raum, Geschichtswissenschaft als »Kulturwissenschaft« neu begründen möchte. Analysiert wird ein Korpus von 222 Verdeutschungen englischer Bücher und gesammelter Reisebeschreibungen des 18. Jhs., die mehr oder weniger (teils nur in Fußnoten) auf Übersetzungen ins Französische (den »traductions-relais«) basieren. Gemeinsam ist den Ausgangstexten, daß es sich um nichtbelletristische, »nichtfiktionale«, besser: »informative« Prosa unterschiedlichster Wissensbereiche handelt. Erweitert wird diese zentrale Materialbasis um eine Kontrastgruppe 300 französischer und deutscher Direktübersetzungen aus dem Englischen. Die Analyse erbringt folgenden Befund: Im Gegensatz zur fiktionalen Erzählliteratur (insbesondere dem Roman) reißt die Benutzung französischer Vorlagen in der zweiten Jahrhunderthälfte nicht völlig ab, sondern läßt nur nach. Gedeutet wird diese Divergenz dadurch, daß die kulturelle Dominanz Frankreichs in diesem Zeitraum zwar insgesamt schwinde und zunehmend durch deutsche Bewunderung der »stammesverwandten« Engländer ersetzt werde. Doch die im 17. Jh. ent-

wickelten klassizistischen Ideale französischen Denkens wie Übersetzens – Rationalität, *ordre* und *clarté* – seien bei deutschen Übersetzern längst so stark verinnerlicht gewesen, daß sie zumindest für wissenschaftliche Themenstellungen, für »expositorische«, dominant »informativ« Texte weiterhin französische Vorbildlichkeit akzeptiert hätten (Teil II, Kap. 1). Abseits dieser argumentativen Generallinie verdient eine Fülle von Beobachtungen Aufmerksamkeit. Erwähnt seien eine teils scharfe deutsche Kritik am »französischen«, stark überformend-umgestaltenden Übersetzungsmodus in der Theorie, stillschweigender Übernahmen in der Praxis; die klare Ausrichtung des »vulgarisierenden« französischen Übersetzens auf eine breitere Zielgruppe von *Honnêtes Gens*, der Verdeutscher auf die Minigruppe der Gelehrten; das in Frankreich ungleich höhere Prestige von Übersetzern (die von Roche dafür genannten Indikatoren ließen sich ergänzen etwa durch eine stets rege Übersetzertätigkeit von Mitgliedern der hochangesehenen *Académie française* seit deren Gründung oder durch den Brauch großer *Dictionnaires* der Epoche, Referenztitel statt unter dem Namen des Originalautors unter dem des Übersetzers zu rubrizieren); der Einfluß von antikatholischer Geistesverwandtschaft zwischen Anglikanern und französischen *Réfugiés* oder von politisch-ökonomischen Antagonismen auf das Profil der mehrheitlich in Holland erschienenen französischen Versionen englischer Vorlagen und deren Weitertransport nach Deutschland.

Dem Leitwert *ordre* damaliger französischer Übersetzungstheorie hätte die Anlage von Roches Arbeit wohl nicht voll entsprochen. Die bedacht kavaliersmäßige Disposition hat zur Folge, daß Ergebnisse mehrfach präsentiert werden, bevor der zu ihnen führende Weg erkennbar ist, oder daß Phänomene zuerst erklärt und dann erst genau beschrieben sind. Eine offene Flanke, deren sich ihre Verfasserin durchaus bewußt ist, bietet die Studie jedoch vor allem aufgrund eines relativ kleinen Korpus von »traductions-relais« einerseits, dem Streben nach quantifizierenden Resultaten andererseits (S. 19ff., 22, 53, 119, 126, 129, 159f., 182f., 233 u.ö. sowie in vielen Anmerkungen). Nicht der Platzmangel mag so ursächlich sein dafür, daß manche Tendenzen nur durch Einzelbeispiele belegt sind. Dringend erwünscht wäre folglich (auch nach Meinung der Autorin), daß beim Transfer England-Deutschland über die französischen *Traductions-relais* hinaus Kontrastanalysen mit anderen und umfänglicheren (damit statistisch aussagekräftigeren) Korpora durchgeführt würden, und zwar in dreifacher Hinsicht: 1. für die Gesamtheit belletristischer wie nichtbelletristischer Übertragungen ins Deutsche (und Französische!) während des 18. Jhs.; 2. für andere Epochen; 3. für weitere Sprachenpaare und Transfer-Richtungen. Dann erst dürfte sich für vieles endgültig bestimmen lassen, ob es – quantitativ gesehen – tatsächlich so epochen- oder deutschlandtypisch ist, wie dies vorerst scheint. Nennen wir nur die explizite Rücksicht auf Adressatengruppen oder wirtschaftliche Zwänge und Zeitknappheit beim Übersetzen, stillschweigende Anleihen bei Vorgängern, Unsicherheit und nationale Inferioritäts- wie Superioritätskomplexe von Übersetzern; Berufung auf eine diffus bleibende Originaltreue; das Auftauchen von Parallel-Übersetzungen; die Tendenz teils zu Kürzungen, teils zu Aufblähungen (Redundanzen, Paraphrasen, Synonyma) des Originaltexts, zum explizitierenden Übertragen; die Anteile von (Berufs-)Literaten, Berufsübersetzern und Dilettanten, von Juristen, Klerikern, Lehrern und Erziehern am Übersetzergeschäft; Stolz auf Bereicherung der eigenen Nationalliteratur; Gebrauch von Bescheidenheitsfloskeln; Prozentsatz anonym erschienener Übertragungen usw. Natürlich besitzt das hier eingeforderte Forschungsprogramm fast beängstigende Dimensionen und ließe sich wohl nur in internationaler Kooperation bewältigen. Doch die Thematik wäre, wie eingangs erwähnt, gerade jetzt der Mühe wert. Und dem Rezensenten liegen für all die genannten Punkte Einzelbelege oder Resultate eigener Feldforschungen zu Teilsektoren vor, die leichte Zweifel aufkommen lassen an der von Roche vermuteten Deutschland- oder Epochenspezifität mancher beobachteter Phänomene.

Ein Deutungsansatz der Autorin von hohem Abstraktionsgrad verdient zumindest kurze Erörterung: ihre Übertragung des (bisher primär auf Staatlichkeit bezogenen) Klischees der

›verspäteten Nation‹ auf den sprachlichen, literarischen und kulturellen Bereich. So verbreitet das Gefühl eines Rückstands auf deutscher, eines Vorsprungs auf französischer Seite im Selbstverständnis von Übersetzern des 18. Jhs. gewesen sein mag, so prekär scheint es, jene zeittypische Imago als ›objektiven‹ Sachverhalt zu nehmen und für den damaligen deutschen Kulturraum von einem Zustand sprachlicher Ausdrucksfähigkeit auszugehen, der verglichen mit Frankreich starke Defizite aufweist, ja dem Stadium kindlichen ›Stammeln‹ ähnelt (s. S. 64, 68, 126, 194) oder dort eine Nationalliteratur niederen Niveaus vorauszusetzen, die sich gerade erst in ihrer ›Bildungsphase‹ befindet (S. 63, 67, 73). Der Dreißigjährige Krieg als gängige Begründung für einen noch im folgenden Jahrhundert gesehenen deutschen Nachholbedarf läßt nicht nur offen, warum in Frankreich kulturelle Blütezeiten wie die Renaissance trotz des Hundertjährigen Kriegs, die Epoque classique trotz der Religionskriege möglich waren. Vor allem spiegeln solche Vorstellungen von Fortschritt und Höherentwicklung im Sprachlich-Literarischen ein finalistisches Geschichtsbild. Derart könnten Ideologeme wie ›ordre‹ und ›clarté‹ im Sprachlichen, ›Klassik‹ im Literarischen – die Roche als solche klar durchschaut – durch die Hintertür wieder zum Ziel geschichtlichen Wandels avancieren. Es ist eine sprach- und geschichtsphilosophische Frage, deren Diskussion den Rahmen jeder Rezension sprengen würde, ob sich Sprachen, Literaturen und Kulturen im Geschichtsverlauf stetig ›verbessern‹ oder, ganz wie Übersetzungen (s. dazu S. 41, 232), nur verändern. Fruchtbarer als das hierarchisch-evolutionistische Zweierschema wäre wohl gewesen, das Vorhandensein eines starken kulturellen Zentrums hier, dessen Fehlen dort als Ursache für viele beobachtete Phänomene in Erwägung zu ziehen, oder etwa das gesteigerte Selbstbewußtsein französischer Übersetzer stärker in Verbindung zu bringen mit dem Fortleben des im 17. Jh. entwickelten Honnêteté-Ideals (nur en passant erwähnt S. 196f.), seiner Abscheu vor Spezialistentum und dem damit verbundenen Literatenehrgeiz, statt Gelehrte die größere Gruppe der Gebildeten zu erreichen und sowohl Belletristisches als auch Nichtbelletristisches zu produzieren bzw. zu übersetzen; oder den ausgeprägten Drang zur ›Verbesserung‹ übertragener Originale zu verknüpfen mit jenem Ideal wetteifernd-überbietender Aemulatio, das sich aus der Querelle des Anciens et des Modernes ergeben hatte.

Die so auftauchenden Unsicherheiten gehen fast alle nicht zu Lasten der Verfasserin, sondern folgen aus einem noch unbefriedigenden Forschungsstand. Sie treten zudem in den Hintergrund neben bemerkenswerten Vorzügen der Studie. Ausgesprochen glücklich ist bereits die terminologische Neuprägung ›traduction-relais‹ (gegenüber J. v. Stackelbergs bisher gängigem ›Übersetzung aus zweiter Hand‹). Unter Beweis gestellt wird zudem ein exzellenter Überblick über die Forschungslage in einem schwer überschaubaren Feld. Ungemein verdienstvoll ist die erstmalige, breitangelegte Auswertung deutscher wie französischer Übersetzer-Vorreden. Nicht von selbst verstehen sich schließlich zwei Haupttugenden von G. Roche: einmal jene große Gewissenhaftigkeit, die sie selbst jene Belege erwähnen läßt, die der Griffigkeit ihrer Thesen abträglich sein könnten; zum andern die (manchmal fast übertriebene) Vorsicht, mit der sie Deutungen immer wieder als künftig zu überprüfende Hypothesen präsentiert. Viele ihrer Beobachtungen und Entdeckungen verdienen besonderes Interesse. Erinnerung sei nur an den unerwartbaren, wenn auch nachlassenden Rückgriff deutscher Übersetzer auf französische Zwischenversionen des untersuchten Sektors auch in der zweiten Jahrhunderthälfte, an deren mimikryhafte Übernahme französischer Wertmaßstäbe bei ihrer Kritik englischer Originale usw. Roches Hauptthese – das Ansehen einer Kultur sei maßgebender Faktor für Rückgriffe auf ihre Übertragungen beim Transfer in weitere Sprachen – ist ebenso überzeugend, wie dies einige weitere Thesen sind: etwa die von der Unterwürfigkeit deutscher gegenüber ihren französischen Kollegen, von deren Überlegenheitsgefühl gegenüber den Originalautoren, wurzelnd u.a. in einer Überzeugung, bisher Abgelegenes für fast alle Nationen Europas zu erschließen, ja eigentliche Schöpfer des nun allgemein verständlichen Textes zu sein. Diese und andere Thesen werden, darstellungstechnisch geschickt, meist mehrfach wiederholt oder para-

phrasiert und so dem Leser eingepägt. Doch das Hauptverdienst Geneviève Roches dürfte darin bestehen, erstmals eine Reihe kulturgeschichtlich wichtiger Fragen aufgeworfen zu haben, auch wenn deren abgesicherte Beantwortung die Kräfte von Einzelforschern bei weitem übersteigt. Ihre Studie versteht sich für künftige Arbeiten auf dem Feld des Kulturtransfers als Anstoß, und sie verdient als solcher besondere Beachtung der geschichtswissenschaftlichen, aber auch sprach-, literatur- und geistesgeschichtlichen Forschung.

Fritz NIES, Düsseldorf

Hans-Jürgen LÜSEBRINK, Jean-Yves MOLLIER (sous la dir. de), en collaboration avec Suzanne GREILICH, *Presse et événement: journaux, gazettes, almanachs (XVIII^e-XIX^e siècles)*. Actes du colloque international »La perception de l'événement dans la presse de langue allemande et française« (Université de la Sarre, 12-14 mars 1998), Frankfurt a. M. (Peter Lang) 2000, XII-323 S. (Convergences, 16).

Ein gattungsspezifischer und textsortenorientierter Zugang zur Erforschung der periodischen Presse des späten 18. Jhs. wurde bisher kaum praktiziert. Es dominieren Inhaltsanalysen, die – häufig in enorme Datenbanksysteme gegossen – fleißige und verdienstvolle Ansätze darstellen, im Zeitalter von online-verfügbaren Volltexteditionen allerdings einen fragwürdigen Status bekommen haben. Sammeln sollte nicht vor Interpretation bewahren. In dem Band »Presse et Événement: Journaux, Gazettes, Almanachs« widmet sich das deutsch-französische Forschungsprojekt »Populäre Druckmedien im alten und frühmodernen Europa« den drei titelgebenden periodischen Gattungen aus vier unterschiedlichen Analyserichtungen. Diese sind das Ereignis (le concept d'événement), das Schreiben (le concept d'écriture), die Diskursbeschaffenheit mit dem Schwerpunkt auf der Beziehung zwischen Text und Bild (le concept de matérialité du discours) sowie die Interkulturalität (le concept d'interculturalité).

Gleich zu Beginn sei die besondere Aufmerksamkeit hervorgehoben, die der Band den Almanachen widmet. Diese zumeist in einem jährlichen Rhythmus erschienenen Periodika waren im 18. Jh. eine überaus beliebte, absatzstarke und weitverbreitete Gattung. Buchhändler in Schwierigkeiten verlegten Almanache, um das Geschäft halbwegs rentabel zu gestalten. Im Zentrum der Untersuchung steht der »Messenger boiteux«, auch als »Hinkender Bote« im deutschsprachigen Raum bekannt, der von 1650 bis 1850 erschienen ist.

Was ist nun ein Ereignis im 18. Jh. und wie wird ein Vorfall zum Ereignis? Die theoretischen Grundlagen liefert Jürgen WILKE in seinem Beitrag »Choix et représentation d'événements dans la presse allemande du XVIII^e siècle«. Ereignisse stellen demnach keine natürlichen Einheiten dar, sondern sie kristallisieren sich aus einem ununterbrochenen Fluß von Vorfällen heraus. Das Ereignis selbst entsteht durch Selektion und Isolierung, wobei mediale, soziale und psychologische Prozesse eine Rolle spielen. Im 18. Jh. spielten Transportbedingungen eine zentrale Rolle: Es war wichtig, daß die Presse von Ereignissen Kenntnis nehmen konnte und neue Nachrichten zuverlässig über die Poststationen verbreitet wurden. Waren die Ereignisse verfügbar, so mußten sie auch verbreitet werden *dürfen*. Die Handhabung der Zensur differierte bekanntlich in den einzelnen deutschen Ländern. Auch die Periodizität der Zeitungen beeinflusste die Ereignishaftigkeit eines Vorfalles. Wilke beschreibt in erster Linie die historischen Traditionen, die Typen von Ereignissen und ihre Darstellung. Mit zwei konkreten Ereignissen beschäftigt sich Jeremy D. POPKIN in seinem inspirierenden Beitrag »Texte et insurrection. La presse et les insurrections de Lyon en 1786 et 1831«. Er vergleicht die Berichterstattungen des letzten Lyoner Arbeiteraufstandes im Ancien Régime von 1786 und des Seidenweberaufstandes von 1831. Im Blick hat Popkin nicht nur die Lyoner, sondern auch die Pariser Presse. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß 1786 das Ereignis ruhig und neutral erzählt werden konnte, während die aufgeheizte Stimmung